

**Zeitschrift:** Berner Zeitschrift für Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 84 (2022)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Rezensionen

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Rezensionen

## **Bäumlin, Klaus (Hrsg.): Kurt Marti. Sprachkünstler, Pfarrer, Freund.**

Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2020. 171 S. ISBN 978-3-290-18350-9.

2021 wäre der Berner Theologe, Pfarrer und Dichter hundert Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass widmeten ihm Weggefährten, Freundinnen und Kollegen einen Sammelband, dessen Beiträge auf einzelne Aspekte des Schaffens und Lebens von Kurt Marti (1921–2017) eingehen. Der Ansatz der Verfasser ist überwiegend persönlich geprägt, worauf bereits der Untertitel («Freund») hinweist. Zehn der elf Beiträge (abgerundet von einer autobiografischen Notiz Martis) thematisieren den direkten Austausch mit Marti mehr oder weniger stark: «So sind denn auch die meisten Beiträge persönliche Texte, sind so etwas wie biografische Mosaiksteine, wobei sich «biografisch» sowohl auf Kurt Marti als auch auf die meisten Verfasserinnen und Verfasser bezieht.» (Vorwort des Herausgebers)

Franz Hohler zeigt in seinem Beitrag «Der Ernstnehmer» (S. 10–17), dass Kurt Marti jedem Menschen und jeder Sache Würde und Bedeutung zuwies und unvoreingenommen Aufmerksamkeit allen und allem schenkte, auch wenn sie oder es zuerst bedeutungslos schien. Dies illustriert Hohler insbesondere am Dialekt und an den Übersetzungen in Mundart, die zu neuen, überraschenden Begegnungen mit Weltliteratur führten.

Guy Krneta stellt Marti in Beziehung zu Mani Matter (S. 18–41). Dieser Beitrag beleuchtet die freundschaftliche Beziehung zwischen zwei Poeten, die sich zwar weder direkt beeinflusst haben noch eng befreundet waren (eine Generation trennt sie), deren Ansatz aber vieles verband. Bei beiden ist zu spüren, dass die Mundartliteratur nicht einschränkt auf einen kleinen Kreis von Sprecherinnen und Sprechern, sondern im Gegenteil darüber hinausführt, da sie sich ohne Hemmungen auch ans Französische, Kultur- und Chanson-Sprache *par excellence*, heranwagt.

Joy Matter stellt die «Gfellerrunde» ins Zentrum ihres Beitrages (S. 46–53). Dieser Tea-Room-Stamm im gleichnamigen Lokal vereinigte fast jeden Samstagvormittag Bekanntschaften im Umkreis von Kurt Marti oder eher seiner Frau Hanni geborene Morgenthaler. Die Schilderung solcher informeller Treffen enthüllt, dass Marti kein Übermensch war, sondern sich gerne auf eheliche Hilfe abstützte: Ganz typische Pfarrersfrau, übernahm Hanni Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, indem sie als seine «innere Agenda» fungierte. Im Haus sorgte sie für die nötige Ruhe, auf dass der Gatte ungestört seiner beruflichen oder dichterischen Arbeit nachgehen konnte. Kurt Marti war poetisch zwar ein Avantgardist, im Familien- und Eheleben aber durch und durch Traditionalist.

So gut man nachvollziehen kann, wie bedeutend die Bekanntschaft, ja die Freundschaft von Kurt Marti für die Beiträgerinnen und Beiträger war, bleibt Marti dem Leser als Mensch eher fremd. Ob dies mit seiner diskreten, taktvollen Wesensart zusammenhängt, die gerade Fredi Lerch unterstreicht? Versteckte sich Marti zuweilen hinter dem Amt des Pfarrers, der zwar andere aufrichtet, aber selbst scheinbar keine Hilfe braucht?

Der Sammelband hat nicht zum Zweck, Kurt Marti in seiner Intimität als Familienmensch darzustellen, und dennoch vermisst die Rezensentin diesen Aspekt ein bisschen. Marti – Vater von vier Kindern, über sechzig Jahre mit derselben Frau verheiratet – ist anders gar nicht denkbar. Beiläufig erfährt man einzig den Namen und die Tätigkeit (Studentin) einer Tochter. Über seine Gattin, deren Bedeutung für Marti auch im Beitrag Fredi Lerchs deutlich wird, erfährt man immerhin etwas mehr (Namen, Heimatort, Wesenszüge). Der Verleger Wolfgang Erk würdigt sie als «wunderbare Frau», die «leichter zu gewinnen und begeistern war [als ihr Ehemann]» (S. 110). Wenig erstaunlich, dass sie ausserdem durch ihre Koch- und Backkünste auffiel. Auch wenn sie vermutlich nicht über dieselbe Bildung wie ihr Mann verfügte, dürfte man heute eine etwas umfassendere Würdigung erwarten. Fest steht, dass ohne seine Frau Kurt Marti trotz aller Ehrungen im In- und Ausland weniger gereist und weniger von der Welt gesehen hätte.

Trotz des grossen Freundes- und Familienkreises scheint Marti im Alter einsam gewesen zu sein. Das hohe Alter war keine Zeit der Erfüllung, sondern mühselig, von Verlust und Trauer geprägt. Das mag in der Realität nicht ganz so zugetroffen haben, ergibt sich aber als Eindruck bei der Lektüre: Obwohl Marti auf eine stattliche Laufbahn zurückblicken durfte, erlebte er das Alter vornehmlich als Prozess des körperlichen und geistigen Niedergangs. Gut möglich, dass Marti mit seinem lakonischen Humor das Seine dazu beigetragen hat: «i bi nen alte ma / i wetti chönne ga / und bi doch geng no da» (S. 91).

Obwohl der Aspekt des Familienlebens ausgeklammert bleibt, schafft das Bändchen ein sehr abgerundetes, komplettes Bild von Kurt Marti. Das ist sehr verdienstvoll und notwendig, haben doch die meisten von Marti wenigstens gehört, das eine oder andere Gedicht gelesen, kennen aber keine weiteren Details aus seinem Leben. Die Beiträgerinnen und Beiträger sind zudem ausnahmslos sprachgewandt und schriffterprobt (Journalisten, Schriftstellerinnen usw.), sodass die Lektüre umso angenehmer ist. Alle betonen, wie originell Kurt Marti literarisch und politisch war, ja, er wurde sogar als «Bürgerschreck» wahrgenommen. Offenbar bestand hier eine Diskrepanz zwischen Marti als Privatmann und als dichtendem Theologen: So sehr er auf der einen Seite überraschte, so traditionell, ja fast konventionell gab er sich auf der anderen.

Kurt Marti war zu Lebzeiten eine viel beachtete Stimme, gewann zahlreiche Preise und wurde mit Ehrendoktoraten ausgezeichnet. Dennoch rückt der Sammelband die Hauptperson in ein etwas provinzielles Ambiente. Trotz aller menschlichen und beruflichen Ausstrahlung verstanden sich Marti und sein Freundeskreis in erster Linie als Berner. Dies schränkt Marti aber stärker auf eine Region ein, als ihm lieb sein konnte. So gesehen, ist es durchaus zu bedauern, dass er 1972 den Lehrstuhl für Homiletik an der Universität Bern nicht erhielt, denn das hätte ihm zu grösserer Wirkung auch auf wissenschaftlicher Ebene verholfen (zu Marti als Theologen und Germanisten siehe besonders Bäumlin, S. 148–161).

*Marianne Derron Corbellari, Neuchâtel*

**Bhend, Angela: Triumph der Moderne. Jüdische Gründer von Warenhäusern in der Schweiz, 1890–1945.**

Zürich: Chronos 2021. 351 S. ISBN 978-3-0340-1585-1.

Die Historikerin Angela Bhend kam bei der Lektüre des Romans *Melnitz* von Charles Lewinsky auf die Idee, im Rahmen ihrer Dissertation an der Universität Basel die jüdischen Gründer von Warenhäusern in der Schweiz zu untersuchen. Sie schloss die Forschungsarbeit 2020 ab und publizierte sie 2021 in Form eines schön illustrierten Bandes.

Die Publikation umfasst zwei Teile, die auf eine Einleitung zu Theorie und Methode folgen. Im ersten Teil präsentiert die Autorin die Geschichte der Warenhäuser in Europa und Amerika, mit einem Fokus auf Paris. Die Entstehung war eng mit der Industrialisierung und der massenweisen Herstellung von standardisierten Produkten verbunden. Danach geht Bhend auf den Aufstieg dieser Verkaufsform in der Schweiz um 1900 ein. Weitere Kapitel widmen sich der repräsentativen Architektur von Schweizer Warentempeln, dem Warenhaus als Erfahrungswelt und schliesslich dem Widerstand des Kleingewerbes gegen die Detailhandelsketten. Dieser veranlasste den Bundesrat 1933 dazu, ein Filialverbot für den Detailhandel zu verordnen, das bis 1945 in Kraft war. Die Autorin stützt sich auf Bestände aus rund zwanzig öffentlichen Archiven und aus Firmenarchiven (soweit diese noch existieren) sowie auf Festschriften, Zeitungsartikel und Interviews mit Nachkommen der Gründer von Familienunternehmen.

Der zweite Teil des Buches umfasst vier Familien- und Unternehmensbiografien. Etwa die Hälfte der Warenhäuser in der Schweiz wurde von jüdischen Personen gegründet. Dies hängt damit zusammen, dass Juden in Europa bis ins 19. Jahrhundert nur bestimmte Berufe, darunter jenen des Warenhändlers, ausüben durften. Zwei der vier vorgestellten Warenhausunternehmen, die zu den bedeutendsten Firmen dieser Branche in der Schweiz gehörten, existieren bis heute.

Julius Brann (1876–1961) stammte aus Ostpreussen und zog 1896 nach Zürich, wo er in einem Merceriegeschäft Arbeit fand. Noch im gleichen Jahr machte er sich selbstständig und gründete unter seinem Namen das erste Warenhaus der Schweiz. Ab 1898 eröffnete er in achtzehn anderen Schweizer Städten Ableger, bis seine Firma vor dem Ersten Weltkrieg zwanzig Filialen zählte. 1939 entschloss er sich, in die USA auszuwandern, da er sich der Gefahr, die vom Nationalsozialismus für Juden in Europa ausging, nicht weiter aussetzen konnte. Er verkaufte den Warenhauskonzern an seinen Verwaltungsratspräsidenten Oscar Weber, der die Firma unter seinem Namen weiterführte. Obwohl Brann ein wichtiger Pionier der Warenhäuser in der Schweiz war, ging er völlig vergessen. Es gibt nicht einmal einen biografischen Artikel über ihn im *Historischen Lexikon der Schweiz*.

Das zweite Firmenporträt ist dem Warenhaus Loeb in Bern gewidmet. Die Loeb führten ab 1864 ein Detailhandelsgeschäft in Freiburg im Breisgau. Von diesem Stammhaus aus zog David Loeb 1867 erstmals als Marktfahrer nach Bern. 1881 eröffnete er hier mit seinen Brüdern den ersten Loeb-Verkaufsladen, der 1899 zu einem Warenhaus an der Spitalgasse ausgebaut wurde. Dieses wurde danach mehrmals baulich erweitert. Später eröffnete Loeb Filialen in Thun und weiteren Städten. Diese Expansionsschritte waren typisch für die Entwicklung von Warenhäusern.

Die dritte Firma, die heutige Manor, erhielt ihren Namen nach den Gründerfamilien Maus und Nordmann, die aus dem Elsass stammten. 1865 zog der Tuchhändler Moïse Nordmann nach Biel und eröffnete dort ein Geschäft. Sein Sohn Léon übernahm dieses 1898 und expandierte ab 1902 in andere Städte. So eröffnete er 1902 unter seinem Namen das erste Warenhaus in Luzern.

1890 gründeten zwei Brüder Maus in Biel ein Merceriegeschäft, das später mit der Familie Nordmann zusammenarbeitete. 1929 brachte eine Heirat die beiden Familien näher zusammen. Sie bauten im 20. Jahrhundert ein Netz von zahlreichen Warenhäusern in der Schweiz auf, die ab 1965 zuerst lokal und später in der ganzen Schweiz unter dem Namen Manor auftraten.

Das vierte Porträt präsentiert die Geschichte der Gebrüder Lang in Baden, die 1871 die «Französische Warenhalle» in Zürich gründeten und dieses Modegeschäft später unter dem Namen Frawa bis 1977 weiterführten.

Die vier Kapitel bieten allerdings nicht umfassende Firmengeschichten; vielmehr sind sie als biografische Studien der Unternehmerfamilien angelegt und reichen teilweise über das Ende des Untersuchungszeitraums der Publikation um 1945 hinaus. Aus bernischer Perspektive sind zudem kürzere Abschnitte zu Warenhäusern interessant, die es längst nicht mehr gibt: Mandowsky in Bern, Geismar «Zur Stadt Paris» in Interlaken und Thun sowie Strauss in Burgdorf.

Angela Bhend legt erstmals seit der Dissertation von Erwin Denneberg 1937 eine wissenschaftlich fundierte Studie zur Geschichte der Warenhäuser in der Schweiz vor. Sie beleuchtet das Objekt aus verschiedenen Perspektiven und holt längst vergessene Namen von Unternehmern wie Brann oder Geismar wieder ans Licht. Die Arbeit ist gut recherchiert und präsentiert eine Vielzahl von neuem und grafisch attraktivem Bildmaterial. Mit der Fokussierung auf die Firmen mit jüdischen Gründern blendet sie allerdings einen Teil der Branche aus. So fehlen für die Stadt Bern Informationen zum Warenhaus Kaiser, für Thun zu Schaufelberger und für Biel zu Bouldoires. Von den national bedeutenden Konzernen kommt Jelmoli vor, nicht jedoch Globus. Wünschbar wäre eine Untersuchung zur Entwicklung nach 1945. Hier liegt ein Feld für weitere Forschungen brach.

*Christian Lüthi, Bern*

**Domanski, Kristina; Gutscher-Schmid, Charlotte; Kropik, Cordula (Hrsg.): Der Basler Edelstein. Ulrich Boners Fabelsammlung in der Handschrift der Universitätsbibliothek Basel AN III 17.**

(Publikationen der Universitätsbibliothek Basel, Bd. 48). Basel: Schwabe 2021. 207 S. ISBN print 978-3-7965-4358-6; ISBN eBook (pdf) 978-3-7965-4453-8.

Diese mittelalterliche Pergamenthandschrift wird heute wegen ihres Aufbewahrungsortes «Basler Edelstein» genannt, doch ist ihr Ursprung bernisch: Als Dichter dieser Sammlung von Fabeln in berndeutscher Schriftsprache wird der Predigermönch (Dominikaner) Ulrich Boner angenommen, der 1324 in Thun und 1349 in Bern urkundlich erwähnt ist. Vielleicht war er seinerzeit im Predigerkloster Bern vom Volk geschätzt, wenn er zeitlos lehrreiche antike Fabeln in seinen Predigten verwendete. Die hundert Gedichte umfassende handschriftliche Sammlung hat er dem Freiherrn zu Brienz, Johann I. von Ringgenberg (gest. 1351), gewidmet, der selbst als Minnesänger bekannt geworden ist.

Der vorliegende Band über die Handschrift ist ein Werk von drei Kunsthistorikerinnen und Germanistinnen. In einem gemeinsamen Kapitel (S. 67–71) behandeln sie die Herstellung der Handschrift um 1410, ihre Ausstattung und ihre Besitzergeschichte. Ihr Fazit über die reich bebilderte Handschrift lautet: «Insgesamt ist festzustellen, dass die Künstler [...] ganz unterschiedliche Anregungen aufnehmen und in Text, Bild und Dekoration aufs Sorgfältigste miteinander verknüpfen: Den alemannischen Text, oberitalienische Bildquellen, französisches Urkundenwesen und böhmische Buchmalerei komponieren sie zu einem prachtvollen Ganzen.» (S. 68)

Im ersten Kapitel bearbeitet Cordula Kropik aus literaturwissenschaftlicher Sicht die Fabelsammlung (S. 13–24). Seit der Antike wurden römische Fabeln tradiert, sowohl durch die Literatur als auch durch Kunstwerke. Immer geht es in der Fabel mit ihren lebensnahen Geschichten oft aus der vermenschlichten Tierwelt um den Gehalt an Moral und Weisheit, die der Mensch erkennen und sich aneignen soll. Die Essenz liegt in «Bîschaft» und «Bîspel», wie das «Beispiel» im Mittelhochdeutschen genannt wird, im Schlusswort Boners: «Wer die bîschaft merken will / der setz sich uf des endes zil / der nutz lît an dem ende gar / der bîschaft, wer sin nimet war» (im Sinne von: «wer ihre Lehre wahrnimmt»).

Boners Sammlung hat ihren sinnreichen Titel von der ersten Fabel, worin der Hahn auf Futtersuche einen wertvollen Edelstein findet. Er wirft ihn weg, weil er lieber ein Haferkorn gefunden hätte, blind für den Wert wie die Narren für die Weisheit. In der äsopischen Fabel siegen Frechheit und Klugheit oft über Moral. Einige Fabeln zielen auf das feudale Gesellschaftssystem und das aufstrebende bürgerliche Selbstbewusstsein (S. 19f.). Johann von Ringgenberg, der Empfänger des Werks aus dem Freiherrenstand, hatte sich gegen Machtansprüche Berns zu wehren. So haben Fabeln wie die von «Feldmaus und Stadtmaus» (Nr. 15), «Von Hund und Wolf» (Nr. 59) oder jene der «Frösche, die einen König haben wollten» (Nr. 25) eine allgemeingültige Lehre, können aber auch politisch gelesen werden.

Boners Fabeln waren seinerzeit beliebt. Dies zeigen die vielen Abschriften, rezipiert bis nach Schwaben, Bayern und Franken (S. 20f.). Bekannt sind 36 mittelalterliche Abschriften sowie zwei mit Holzschnitten illustrierte Inkunabeldrucke aus Bamberg um 1461.

Die in Bern um 1410 entstandene sogenannte Basler Handschrift ist für Bern von besonderem Interesse, weil sie dort sechzig Jahre später nochmals abgeschrieben worden ist, nämlich vom bernischen Vogt von Erlach, Heimon Egli, und heute in der Burgerbibliothek Bern (Mss. hist. helv. X 49) aufbewahrt wird. Dass Egli selbst der Schreiber und Autor der Federzeichnungen gewesen ist, ist höchst wahrscheinlich (S. 22f.). Den Textbestand untersucht Kropik im Detail und kann die Abfolge von Herstellung und späteren Textverlusten plausibel machen (S. 75–77).

Im Kapitel «Varietas delectat» untersucht Charlotte Gutscher-Schmid den Buchschmuck (S. 25–43). Sie stellt den ausserordentlichen gestalterischen Reichtum fest. Dieser reicht von der Kalligrafie über die siebzig variierend geschmückten Initialen bis zu den üppigen Randleisten. Aus ihren Forschungen gibt sie für alle Elemente Vorbilder aus der Buchkunst des frühen 15. Jahrhunderts, sowohl in savoyischer und französischer Urkundenkalligrafie als auch in Musterbüchern italienischer Seidenproduktion. Eine Schule oder Werkstatt kann in dieser Zeit der internationalen Gotik nicht



festgestellt werden. Im Kapitel «Der Buchschmuck» bespricht die Autorin die einzelnen Gestaltungselemente detailliert (S. 78–80).

Kristina Domanski behandelt in ihrem Kapitel mit dem Titel «Luxus, Lebensnähe und Erzählfreude» die zweispaltigen Miniaturen, die im Basler Edelstein jede Fabel schmücken (S. 45–66). Fabeln sind seit der Antike illustriert worden. Obschon sie keinen geistlichen Hintergrund hatten, sondern als «Weltweisheit» galten, kennt man Darstellungen in kirchlichem Rahmen, die dem mittelalterlichen Betrachter durchaus geläufig waren als Hinweis auf eine zweite Sinnebene (Abbildungen 33, 35, 81 und 82 aus dem 12. bis 15. Jahrhundert).

Aus Frankreich sind volkssprachliche Fabelsammlungen seit dem Hochmittelalter bekannt, auch in kostbar ausgestatteten Manuskripten. Im Vergleich mit der Buchmalerei um 1410 zeigt die Autorin, dass die modischen Accessoires qualitativ hochwertigen Vorlagen nachgebildet sind. Doch ist eine direkte Vorlage nicht festzustellen, sondern eine arbeitsteilige Herstellung in einer unbekannten Werkstatt mit mindestens zwei beteiligten Buchmalern. Zudem sind vermutlich zwei Arbeitsphasen anzunehmen (S. 81–83).

Im Anhang finden sich weitere Beiträge: Peter Litwan behandelt die lateinischen Verspaare, die der Basler Handschrift beigelegt sind (S. 84–87), und ediert und übersetzt diese im anschliessenden Bestandskatalog. Monika Studer untersucht die Abfolge der Besitzer, soweit bekannt, besonders auch den Übergang aus bernischem Besitz nach Basel, sowie den Lagenaufbau (S. 88–90). Die Restauratorinnen Lisa Dittmann und Friederike Hennig berichten über die Restaurierung und Neubindung (S. 91–98). Nach einer tabellenförmigen Übersicht über die Abfolge der Fabeln (S. 99–101) folgen das Lagenprotokoll (S. 102) sowie der Bestandskatalog mit einer kurzen Beschreibung jeder Fabel: Quelle und Überlieferung, Illustration und Buchschmuck, Text, Inhaltsangabe und Lehre sowie das Distichon (S. 103–141).

Als dritter Teil sind neun ausgewählte Fabeln sorgfältig transkribiert und parallel neuhochdeutsch übersetzt abgedruckt, mit Bild versehen und von den drei Herausgeberinnen kommentiert (S. 144–200).

Das schön gestaltete Buch wendet sich an Liebhaber der mittelalterlichen Buchmalerei, und die Fabeln könnten auch als Lehrmittel für die ältere deutsche Sprache dienen und sogar zum Vortragen sich eignen.

*Martin Germann, Zürich*



**Kohlschütter, Claudia: Energie für Bern. Eine Zeitreise.**

Bern: Haupt 2022. 199 S. ISBN 978-3-258-08285-1.

Aus Anlass seines 20-Jahr-Jubiläums erschien dieses Jahr eine Publikation, welche die Geschichte des öffentlich-rechtlichen Gemeindeunternehmens Energie Wasser Bern (ewb) von den Anfängen seiner Vorgänger in der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart zusammenfasst. Das Werk bietet einen Überblick zur Einführung und Entwicklung der grosstechnischen Versorgungs- und Entsorgungssysteme in der Stadt Bern.

Das erste Kapitel befasst sich mit der Gasversorgung. Allerdings ist gegenüber den bestehenden Festschriften von Bernhard Wullschleger (1943) und Kurt Egger (1993) wenig Neues zu erfahren. Die Umstellung von der Stadtgas- auf die Erdgasversorgung sowie die widersprüchliche Rolle des Erdgases in der Umsetzung der Energiewende werden leider nur stiefmütterlich behandelt. Auch hätte die Rezensentin gerne etwas mehr über das Biogas erfahren, das seit 2008 von der ARA Region Bern produziert und von der ewb vertrieben wird.

Das zweite Kapitel nennt sich «Berner Wasser», wobei hier sowohl die Wasserversorgung als auch die Abwasserentsorgung zur Sprache kommen. Dies ist sinnvoll, weil sich beide Systeme wechselseitig bedingen: Einerseits gelangt mit der modernen Wasserversorgung mehr Wasser in die Stadt, das abgeführt werden muss, andererseits ist der Aufbau und Betrieb einer Schwemmkanalisation nur möglich, wenn die Abwasserröhren von genügend Wasser durchflossen werden. In diesem Kapitel fehlt zwar die Abwasserproblematik des 20. Jahrhunderts – schliesslich gehört die Abwasserentsorgung nicht in den Aufgabenbereich der ewb. Hingegen sind die Erweiterung der Trinkwasserversorgung sowie die Gründung und Entwicklung des Wasserverbundes Region Bern ab 1974 gut dargestellt.

Kapitel drei widmet sich dem Berner Strom, der erstmals 1891 im Kraftwerk in der Matte produziert wurde. Die Elektrizität galt damals als die Energieform der Zukunft. So ist es nicht erstaunlich, dass sich die Bevölkerung, das Gewerbe und die Industrie brennend dafür interessierten. Der Bedarf an elektrischer Energie nahm rapid zu, sodass die Licht- und Wasserwerke Bern – in welchen die Gas-, Wasser- und Elektrizitätsbetriebe seit 1891 zusammengefasst waren – die Elektrizitätsversorgung rasch ausbauten. Dies gelang einerseits über den Bau weiterer eigener Produktions- und Verteilanlagen, andererseits über Beteiligungen an diversen grossen Elektrizitätsversorgungsunternehmen, so auch gegen Ende der 1970er-Jahre an den Kernkraftwerken Gösgen-Däniken und Fessenheim. Interessant ist der Teil über den Stromhandel, als die Liberalisierung des Strommarkts die ökonomischen Rahmenbedingungen für die Stromversorger ab den 1990er-Jahren stark veränderte.

Das vierte Kapitel über die Geschichte des «Berner Ghüders» erforderte von der Autorin mehr Quellenarbeit, ist doch zu diesem Thema wenig Sekundärliteratur vorhanden. Alle Schweizer Städte hatten im 20. Jahrhundert mit einem schnell wachsenden Abfallberg zu kämpfen. Die Stadt Bern fand vorerst eine kreative Lösung: Von 1914 bis 1954 wurde der Abfall per Eisenbahn nach Witzwil verfrachtet, wo ihn die Strafgefangenen sortierten. Erst als sich abzeichnete, dass die Strafanstalt nicht mehr bereit war, den Abfall zu übernehmen, begann in Bern die Diskussion, ob dieser deponiert oder in einer Kehrichtverbrennungsanlage verbrannt werden sollte. Man entschied sich für Letzteres, sodass die Stadt 1954 eine für die damalige Zeit hochmoderne, mit einem Fernheizkraftwerk kombinierte KVA in Betrieb nehmen konnte. Da der «Ghüderberg» in einem ungeahnten Ausmass weiter anwuchs, wurde sie in den 1970er-Jahren erweitert, zudem baute man in den beiden folgenden Jahrzehnten Filter- und Abgasreinigungsanlagen ein. 2013 wurde die KVA durch die Energiezentrale Forsthaus ersetzt.

Das fünfte und abschliessende Kapitel trägt den Titel «Berner Engagement» und befasst sich zeitlich mit den letzten 25 Jahren, mit der Öffnung und Deregulierung der Energieversorgung in der Europäischen Union und den Auswirkungen dieses Umbruchs auf die Energieversorger in der Schweiz. Eine direkte Folge dieser Entwicklung war 2002 die Zusammenlegung des Elektrizitätswerks Bern (EWB) und der Gas-, Wasser- und Fernwärmeversorgung der Stadt Bern (GWB) sowie deren Ausgliederung aus der städtischen Verwaltung und Umwandlung in die selbstständige ewb. Die ewb positionierte sich als regional starkes Querverbundunternehmen, was zu politischen Auseinandersetzungen über ihren Aufgabenbereich führte.

Auf den letzten zwanzig Seiten der Publikation beschäftigt sich die Autorin mit der Teilliberalisierung des schweizerischen Strommarkts und der Reaktion der ewb darauf. So entwickelte diese ein neues Preisgestaltungssystem, das es der Kundschaft neu ermöglichte, zwischen verschiedenen Stromprodukten auszuwählen. Eine weitere Massnahme war die verstärkte Zusammenarbeit mit anderen Schweizer Stadtwerken. Ausserdem legte der Gemeinderat in der 2009 verabschiedeten Energiestrategie für die ewb Leitplanken im ökonomischen, ökologischen und sozialen Bereich fest. Dies bedeutete für die ewb, dass sie ihr Portfolio verstärkt auf erneuerbare Energien ausrichten musste, unter anderem auch, weil der Ausstieg aus der Kernkraft beschlossen wurde. Zwar sind im Text diverse Massnahmen zur Energiewende erwähnt, doch es bleibt unklar, inwiefern sich das ewb-Portfolio in den letzten zwei Jahrzehnten tatsächlich verändert hat.

Grundsätzlich ist es schade, dass sich die Publikation fast ausschliesslich auf die positiven Aspekte der grosstechnischen Systeme beschränkt. Die Autorin konzentriert sich auf die «erfolgreiche energiegeladene Geschichte», auf «die Menschen, die sich

mit Visionen, Mut und Pioniergeist über politische Barrieren und gesellschaftliche Kritik hinwegsetzten» (S. 157). Die vielfältigen ökologischen und sozialen Technikfolgen sowie die Proteste gegen den Ausbau der Wasser- und Stromversorgung kommen kaum zur Sprache. So werden zum Beispiel der Widerstand aus Naturschutzkreisen gegen das Projekt Aaretal II und die Ablehnung der Aareschutzinitiative (1993) nur ganz kurz gestreift. Auch wäre es wünschenswert, wenn die Lesenden etwas über die Reaktion der Vorgängerbetriebe der ewb auf die Energiekrisen der 1970er-Jahre und die damals aufkommenden Umweltbewegungen erfahren würden.

Ein grosses Plus des Buchs sind die zahlreichen sorgfältig ausgewählten Fotografien. Besonders spannend sind jene aus der Strafanstalt Witzwil, die zeigen, wie der Berner Abfall von den Häftlingen in Empfang genommen, sortiert und weiterverwendet wurde. Sehr schön sind auch die älteren und neueren Abbildungen, die Einblick in die fast sakral wirkenden Bauten der Wasserversorgung und der Stromproduktion geben. Die ebenfalls eindrücklichen Fotografien des Gaswerks zeugen ihrerseits von harter Arbeit in staubiger Umgebung.

Die Fussnoten und das Literaturverzeichnis sind sehr knapp gehalten, sodass es manchmal unmöglich ist, nachzuvollziehen, woher die Autorin ihre Informationen hat. Ein weiterer Nachteil der Publikation ist, dass manche Zitate nicht sauber nachgewiesen sind. Es reicht nicht, wenn in Fussnoten zu Zitaten lediglich auf die Sekundärliteratur verwiesen wird, und dies ohne Nennung einer Seitenzahl. Vor allem problematisch ist aber, dass die Autorin ganze Sätze wortwörtlich aus anderen Publikationen übernimmt, ohne dies auszuweisen. Dass direktes Zitieren aus anderen Publikationen ohne Nachweis ein No-Go ist, sollte eigentlich nach den Plagiatsdiskussionen der letzten zwei Jahrzehnte sowohl der Autorin wie auch dem Verlag klar sein.

*Anna Bähler, Bern*

### **Liechti, Erich; Meister, Jürg: Die Geschichte der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienzersee.**

Thun/Gwatt: Werd & Weber 2021. 504 S. ISBN 978-3-03818-340-2.

Der gewichtige Band (2,4 kg) enthält alles, was sich Schifffahrtfans wünschen: wunderschöne aussagekräftige Bilder der 45 Thuner- und Brienzerseeschiffe, die dem öffentlichen Verkehr dienten und dienen, mit exakten technischen Beschreibungen, einer akribischen Zusammenstellung aller Veränderungen vom Bau bis zur Ausserdienststellung und einer Fülle von Planmaterial.

Das Werk hat seine Vorläufer, der erste ist die Publikation von Claude Jeanmaire *Mit Kohle, Dampf und Schaufelrädern* von 1971. Die beiden Autoren des hier zu bespre-

chenden Werks firmierten damals bereits als Mitarbeiter. Claude Jeanmaire schreibt in der Einleitung: «Das Studium dieses so faszinierenden Themas ist nicht ganz einfach, da ausser unwesentlichen Dokumenten nur noch wenige wichtige Originalunterlagen vorhanden sind.» Und: «Der Autor hofft, ein Stück technischer Romantik [...] in diesem Buch festhalten zu können. Wenn ausserdem wenigstens noch auf jedem der beiden Oberländer Seen ein altes Dampfschiff mit Seitenradantrieb mit den heutigen Mitteln der Technik erhalten bleiben kann, dann könnte diese Romantik von vielen Touristen auch weiterhin erlebt werden.»

Das Jahr 1971 markiert den Höhepunkt des Dampfersterbens auf den Schweizer Seen. Der letzte Thunerseedampfer, die «Blümlisalp», wird stillgelegt. Die Dampfschiffe «Stadt Bern», «Helvetia», «Beatus» und «Bubenberg» waren zwischen 1956 und 1964 abgewrackt, der Schraubendampfer «Spiez» 1952 verdieselt worden. Wendepunkt war die Ausserdienststellung der «Wilhelm Tell» auf dem Vierwaldstättersee, die eine Protestwelle auslöste und 1972 zur Gründung des Vereins Dampferfreunde Vierwaldstättersee führte. Seither wurde in der Schweiz kein Dampfschiff mehr verschrottet.

Die hier vorzustellende Publikation erschien im September 2021, also fast auf den Monat genau fünfzig Jahre nach der Stilllegung der «Blümlisalp». Welch ein Wandel in diesen fünfzig Jahren! Die «Lötschberg» und die «Blümlisalp» stehen im Linienverkehr der BLS und unter Denkmalschutz, der revaporisierte Schraubendampfer «Spiez» ist bereit für die zweite Jungfernfahrt. Schweizweit das gleiche Bild: Im Mai 2021 lief auf dem Vierwaldstättersee die «Stadt Luzern» wieder aus, renoviert für 13 Millionen Franken und ebenfalls unter Denkmalschutz gestellt.

Welch ein Wandel auch in der Behandlung des faszinierenden Themas. Das Team Liechti-Meister (damals noch mit Joseph Gwerder) gab schon 1986 (2. Auflage 2002, stark überarbeitet und ergänzt) eine Publikation heraus, ebenfalls unter dem Titel *Die Geschichte der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienzersee*.

Eindrücklich ist, was seit 1986 an neuem Material zusammengekommen ist. Das wurde erstens möglich durch das gewachsene Interesse an Technikgeschichte – die Archive von Sulzer und Escher-Wyss wurden aufgearbeitet. Vieles ist heute im Bundesarchiv, im ETH-Archiv, im Staatsarchiv Bern und auch in kleineren Archiven zu finden. Auch die BLS pflegt ihr historisches Erbe in der Sammlung BLS Historic.

Zweitens trugen private Sammler Namhaftes zum Bildfundus bei. Es brauchte wohl viel Detektivarbeit, um alle die dokumentarischen Kostbarkeiten aufzuspüren, die der Prachtband darbietet. Hervorgehoben seien etwa die einmaligen Farbaufnahmen des New Yorker Ingenieurs Conrad Milster, der im Juli 1962 eine Fahrt mit der «Beatus» dokumentierte. Aus der reichen Auswahl an Bildmaterial wurden die besten und aussagekräftigsten Bilder in dieser neuen Publikation vereint. Verständlich, aber

bedauerlich, dass zahlreiche Bilder der drei Vorgängerpublikationen keinen Platz mehr fanden. Womit zugleich gesagt ist, dass die vorliegende Publikation die Vorgängerwerke nicht überflüssig macht, sondern grossartig ergänzt.

Interessant sind die präzisen Belege für die Farbgebung der Dampfer. Diese Forschungen haben sich im heutigen Erscheinungsbild der «Blümlisalp» und der «Lötschberg» niedergeschlagen.

Lag in den Vorgängerbänden das Gewicht ganz auf den repräsentativen Aussen- aufnahmen der Schiffe, so werden im neuen Band auch Innenaufnahmen präsentiert, die wesentlich seltener sind – auf Postkarten tauchen sie nie auf –, die aber die von den damaligen Dampferpassagieren erlebte Stimmung gut dokumentieren. Technisch interessant sind seltene Aufnahmen der Maschinenräume.

Während die Publikation von Jeanmaire 1971 noch ganz auf die Dampf- und Kohlenromantik fokussierte, werden in der jüngsten Publikation die Motorschiffe gleichwertig behandelt. Die modernen Schiffsbauten spiegeln die Geschmacksrichtungen der 1950er- und 1970er-Jahre und überzeugen zum grossen Teil mit elegantem Design. Die BLS liess es sich angelegen sein, die neuen Motorschiffe mit qualitativ hochwertigem Bildschmuck zu versehen, etwa von Albert Lindegger (Lindi), Fred Stauffer (Bern) oder vom Heraldiker Paul Boesch. Wenig künstlerischen Geschmack bewies die BLS allerdings mit der Bemalung der «Jungfrau» im Swiss-Pop-Design mit Enzian, Alpenrose und Edelweiss und einem Salon mit urig-alpinem Holz-Touch.

Die Dokumentation der «modernen» Schiffe kommt zur richtigen Zeit. Das 1939 erbaute Motorschiff «Thun», erstes Grossmotorschiff auf dem Thunersee und gleichzeitig letzter Schiffsbau von Escher-Wyss, wurde 1995 abgebrochen – vom denkmalpflegerischen Standpunkt aus ein Verlust.

Den Schiffsbiografien vorangestellt ist ein «Geschichtlicher Abriss der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienersee» (S. 14–21). Weiter hinten findet sich ein Kapitel über die Entwicklung der Ländten (S. 324–329). Ausgehend von der Gewichtung der verschiedenen Teile des Buches wäre die Frage zu stellen, ob der Titel nicht zutreffender *Die Geschichte der Schiffsbauten auf dem Thuner- und Brienersee* lauten würde. Der historische Aspekt der Schifffahrt auf den Oberländer Seen kommt zu kurz. Da wären spannende Fragen zu beantworten, etwa nach der Herkunft des Kapitals der diversen Schifffahrtsgesellschaften oder zur Interaktion zwischen Tourismus und Schifffahrtsentwicklung und zur Verflechtung zwischen den Bahngesellschaften und den Schifffahrtsgesellschaften des Oberlandes. Wann, wie und warum erfolgte der Wandel von der privatwirtschaftlich organisierten Ganzjahresschifffahrt zur öffentlich subventionierten touristischen Saisonschifffahrt? Da wäre auch an das «Dampfergesetz» von 1992 zu erinnern, das durch eine Volksinitiative zustande kam. Es wurde zwar schon

1998 wieder aufgehoben, zeigte aber, wie hochpolitisch die Frage der Erhaltung der «Blümlisalp» und der «Lötschberg» geworden war.

Diese Hinweise zur Schifffahrtsgeschichte sollen keine Kritik sein, sondern den Wunsch verdeutlichen, dass eine nächste Publikation des erfolgreichen Autorenteam diese Fragen vertieft behandeln könnte. Kritik verdient einzig das schludrige Verlagslektorat. Es gibt zu viele Druckfehler. Das schöne Werk hätte mehr Sorgfalt verdient.

*Christoph Zürcher, Bern*

**Meier, Jürg A.; Höchner, Marc (Hrsg.): Schwerter, Säbel, Seitenwehren. Bernische Griffwaffen 1500–1850.**

(Schriften des Bernischen Historischen Museums, Bd. 15). Bern: Bernisches Historisches Museum 2021. 240 S. ISBN 978-3-9524783-4-9.

Das von Jürg A. Meier und Marc Höchner herausgegebene Buch ist ein Nachschlagewerk für Griffwaffen aus der Sammlung des Bernischen Historischen Museums (BHM), aber auch ein Musterbeispiel für Sammlungskataloge, da es in seiner Konzeption weit über einen Fachkatalog hinausgeht. Es ersetzt und erweitert den 1929 von Rudolf Wegeli herausgegebenen ersten Katalog zur Griffwaffensammlung des BHM, *Schwerter und Dolche*, erheblich. Die Idee, einen neuen Katalog zu publizieren, entstand bereits 1981, als der Waffenkundespezialist Jürg A. Meier für die Sonderausstellung des BHM «Vom Schweizerdolch zum Bajonett» eine Archivrecherche durchführte. Erst 2018 aber nahm Meiers Buchprojekt – nun mit Marc Höchner, dem Verantwortlichen für die Sammlung europäischer Waffen am BHM, als Co-Autor – Form an.

Das Herzstück des Buches bildet der Katalog von 52 ausgewählten Objekten (S. 63–181), die verschiedene Typen der sogenannten Griffwaffen aus dem Zeitraum zwischen 1500 und 1850 repräsentieren. Die Definition von Griffwaffen wurde überarbeitet und wird kommentiert (S. 11). Die Periodisierung wird begründet mit den ersten archivalisch belegten Ansätzen einer einheitlichen Beschaffung von Griffwaffen durch die Berner Stadtregierung und mit dem Bundesreglement von 1852, das den Kantonen eine materielle Reorganisation ihrer Bundeskontingente vorschrieb (S. 12). Als Kriterien dafür, dass eine Waffe als «bernisch» bezeichnet werden kann, gelten der Besitz durch den Stadtstaat beziehungsweise Kanton, der Besitz durch eine Person, die in Bern wohnte oder diente, die lokale Produktion oder die Anschaffung als Ausrüstung der bernischen Miliz (S. 12). 36 der 52 vorgestellten Objekte stammen aus der Sammlung des BHM, die restlichen 16 von anderen Institutionen oder aus privaten Sammlungen. Die einzelnen Einträge im Katalog bestehen aus ei-



nem kurzen Textteil von einer bis zwei Seiten, Fotografien der Objekte (138 Gesamt- und oder Detailfotos) und weiteren Abbildungen (insgesamt 11).

Die Publikation leistet einen wichtigen Beitrag zur bernischen Militärgeschichte, indem sie ausgehend von der Untersuchung der materiellen Kultur ausgewählter Waffen die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Dimensionen miteinbezieht. Dieses Vorhaben ist gelungen, denn die Qualität (und die Lesbarkeit) der verschiedenen Katalogeinträge und die drei wissenschaftlichen Beiträge, die das Buch eröffnen, fügen sich optimal zusammen. Im ersten Beitrag korrigiert André Holenstein (S. 15–32) die alten historiografischen Diskurse zur Militärgeschichte, indem er die politische, wirtschaftliche und technische Entwicklung der bernischen Streitkräfte in den grösseren Kontext des modernen Europas einordnet. Er zeigt auf, wie die Republik Bern auf der Grundlage der Miliz und einer klugen Aussenpolitik eine schlagkräftige Streitmacht entwickeln und aufrechterhalten konnte, ohne die hohen Kosten für den Aufbau eines stehenden Heeres zu tragen. Marc Höchner (S. 33–44) befasst sich im zweiten Beitrag mit dem Aufbau und der Aufrechterhaltung der Miliz, basierend auf der Untersuchung der Waffenkäufe. Er weist nach, dass das aus der mittelalterlichen Tradition stammende, aber bis ins 18. Jahrhundert beibehaltene Selbstbewaffnungsprinzip die Waffenkäufe der Behörden, die er genau aufschlüsselt, ergänzte. Sein Aufsatz ist mehr als eine buchhalterische und technische Studie, weil er auch die Machtstrukturen würdigt, die den Rahmen für die Vorschriften bildeten und die Waffenkontrolle gewährleisteten. Abschliessend bietet der Beitrag von Jürg A. Meier (S. 45–61) eine Geschichte der Griffwaffen, die sich auf Archivmaterial, Objekte und ikonografische Quellen stützt. Er gibt einen klaren Überblick über die verschiedenen Formen, Typen und Nomenklaturen der Waffen, was wahrlich kein einfaches Vorhaben ist. Dieser Artikel erlaubt auch einen Einblick in die Symbolik, Kultur und Verwendung dieser Waffen im bernischen Kontext, der durch Vergleiche mit angrenzenden oder weiter entfernten Räumen in einen grösseren Zusammenhang gestellt wird.

Das Buch ist mit 948 Fussnoten, einer umfangreichen und aktuellen Bibliografie mit Archivquellen (S. 194), gedruckten und edierten Quellen (S. 195f.) sowie Forschungsliteratur (S. 197–207) sehr gut dokumentiert. Der Anhang (S. 210–240) enthält die komplette materiell-technische Beschreibung der Waffen (S. 210–229), die zur besseren Lesbarkeit des Haupttextes von diesem getrennt wurde. Einer Tabelle (S. 230f.) lassen sich die Datierung und technische Daten zu den 48 Zweihändern aus der Sammlung des BHM entnehmen. Eine weitere Tabelle fasst die Waffenkäufe des Berner Zeughauses zwischen 1685 und 1798 (S. 232f.) mit der Angabe zur Herkunft der Lieferanten (Schweiz oder Ausland) zusammen. Ein Glossar mit technischem Vokabular (S. 234f.) und eine illustrierte Typologie (S. 236–240) der fünf wichtigsten Untertypen



der behandelten Waffen (Zweihänder, Schwertgefäss, Degen, Säbel, Faschinenmesser) runden den Anhang ab.

Es fehlt ein vollständiges Abbildungsverzeichnis (auf S. 207 ist nur ein Abbildungsnachweis verfügbar) und ein Personen- und Ortsverzeichnis. Letzteres wäre ein willkommenes Suchinstrument gewesen, dokumentieren die verschiedenen Einträge im Katalog doch die bernische Lokalgeschichte und tragen zu deren Verständnis bei.

Die Gesamtheit der drei wissenschaftlichen Beiträge und der Katalogeinträge bietet einen umfassenden und detaillierten Überblick über die Geschichte der bernischen Griffwaffen von 1500 bis 1850. Spezialisten/-innen finden hier eine wertvolle, von Experten verfasste Zusammenschau sowie eine angemessene Dokumentation der neueren Forschungen zu bernischen Griffwaffen. Nichtspezialisten/-innen werden hingegen wahrscheinlich überrascht sein, eine Lektüre zu finden, die den Zugang zum Thema erleichtert, weil sie sich nicht auf die technische Beschreibung der Waffen beschränkt, sondern in die *conditio humana* (S. 14) der Menschen einführt, welche die bernischen Griffwaffen herstellten, bedienten oder unter der Waffengewalt litten.

*Daniel Jaquet, Bern*

**Wismer, Beat; Linck, Regula (Hrsg.): Margrit Linck. Vogelfrauen und Vasenkörper / Bird women and vase-shaped bodies.**

Berlin: Hatje Cantz 2021. 264 S. ISBN 978-3-7757-49094-6.

Mit dem Band über die Keramikerin Margrit Linck (1897–1983) gewinnt die Geschichte der Berner Kunst im 20. Jahrhundert einen neuen, gewichtigen Zuwachs. Autoren sind der Kunsthistoriker Beat Wismer, ehemals Direktor des Kunsthauses Aarau und des Museums Kunstpalast in Düsseldorf, und die Schwiegertochter und Nachlassverwalterin der Künstlerin, Regula Linck von Kries. Sie gewähren sowohl eine kunstwissenschaftliche Würdigung wie auch persönliche Erinnerungen an die Künstlerin und Erfahrungen mit ihrem Schaffen. Die Verbindung von objektiver Wissenschaft und persönlicher Lebens- und Arbeitsbeschreibung ist ein Desiderat der Kunstgeschichte, das hier beispielhaft umgesetzt wurde. Da das Metier von Margrit Linck und ihr Lebensweg in der bernischen Kunst verwurzelt sind, ist das Buch über sie auch eine grundlegende Quelle über die bernische Kunst im 20. Jahrhundert. «All jenen Kunstinteressierten, die Margrit Lincks freie Arbeit nicht kennen», schreiben die Autoren im Vorwort, «will unser Buch die Möglichkeit bieten, eine herausragende Künstlerin und ihr Schaffen kennenzulernen.» Auf frühere Publikationen, die vor 40 beziehungsweise

25 Jahren erschienen und längst vergriffen sind, folgt mit der vorliegenden eine ausführliche Monografie über eine Künstlerin, deren Œuvre auch heute noch und wieder aktuell ist, reicht ihr Schaffen doch «vom späten Surrealismus über die informellen ebenso wie die formal strengeren abstrakten Bestrebungen der 1960er und 1970er Jahre bis hin zu der neuen Figuration der frühen 1980er Jahre». In den bisherigen Handbüchern zur Kunst des 20. Jahrhunderts ist Margrit Linck nicht erwähnt, geschweige denn bearbeitet. Diese Lücke wird jetzt beispielhaft behoben. In der neuen Publikation geht es ausschliesslich um die «freie Arbeit» der Künstlerin. Über hundert Werke, die sich noch immer fast ausnahmslos in ihrem Nachlass befinden, sind zum grossen Teil auf ganzseitigen farbigen Tafeln abgebildet: ein einzigartiger Augenschmaus. Dieser beginnt mit Arbeiten aus den frühen 1940er-Jahren, als sich in der Arbeit von Margrit Linck, damals schon über vierzig Jahre alt, der Übergang von der Gebrauchskeramik zur «freien Arbeit» vollzog. Bezeichnend für den damals in Bern vorherrschenden Kunstgeschmack, der sich vor allem in den Ausstellungen der Kunsthalle kundtat, sind die 1949 dort ausgestellten Gefässe und Plastiken von Margrit Linck neben Werken des Spaniers Joan Mirò und des Zürchers Oskar Dalvit. Damit stellte der Direktor, Arnold Rüdlinger, Margrit Linck ein für alle Mal in den Kontext des europäischen Surrealismus. Dem Konzept des Buches entspricht der Verzicht auf die Darstellung des Übergangs der aus Oppligen gebürtigen Töpferin von der Tradition der Heimberger Keramik in die internationale zeitgenössische Kunst. Dieser interessante Entwicklungsabschnitt bleibt einer zukünftigen Bearbeitung vorbehalten.

Beat Wismer stellt die Künstlerin sowohl in den Rahmen der internationalen wie der bernischen Kunst. Sein Beitrag steht unter dem Titel «Vogelfrauen und Vasenkörper, verbogene und andere seltsame Gestalten». Eine Schlüsselfigur in der bernischen Kunst des 20. Jahrhunderts ist der seit 1940 in Bern ansässige Tessiner Serge Brignoni. Ihm ist der Kontakt von Margrit Linck zur internationalen Kunst des Surrealismus zu verdanken. Brignoni lebte in den 1930er-Jahren in Paris, wo auch Margrit und ihr Ehemann, der Bildhauer Walter Linck, bis 1939 ein Atelier gemietet hatten. Die namhaftesten Berner Meister der surrealistischen Kunst waren neben Margrit und Walter Linck und Brignoni Otto und Beatrice Tschumi und etwas später Meret Oppenheim. In diesen Zusammenhang stellt Wismer das plötzlich erwachende internationale Interesse an Margrit Lincks «Vogelfrauen». In einer nächsten Phase der Entwicklung folgen freie Figuren wie etwa «Drôle de femme», die als «Paradebeispiel für die grosse Veränderung» dargestellt wird. Vergleichsabbildungen von zeitgenössischen Werken anderer internationaler und bernischer Künstler oder auch ein Beispiel der Kunst der Südsee belegen die neue Stellung der Keramik von Margrit Linck in der Geschichte der Kunst. Es folgt die Wende zu verfremdeten, ja zerstörten Tonkrügen, die Wismer

mit dem Begriff abstrakter «Formlinge» charakterisiert, bis zu den «tierköpfigen Klageweibern der letzten Jahre» – immer in Verbindung mit den internationalen Strömungen, mit der europäischen und amerikanischen informellen Malerei, der Werkreihe «Concetto spaziale, Natura» eines Lucio Fontana oder den «Soft sculptures» von Claes Oldenburg.

Auch die Autorin des andern Teils der Publikation, Regula Linck von Kries, legt das «Hauptgewicht» auf «Margrit Lincks zweckfreies, künstlerisches Werk». Für den Leser scheinen mir allerdings die Berichte und die Fotografien aus dem Leben und Alltag der Künstlerin von mindestens ebensolchem Wert. Sie ist ihrer Schwiegertochter «noch viel näher gekommen, als um die Jahreswende 1974/75 sowohl ihr Ehemann Walter als auch ihr einziger Sohn Christian, mein erster Ehemann, innert weniger Tage verstarben». So war es auch die Schwiegertochter, welche die Firma Linck Keramik bis 2011 weiterführte. Den künstlerischen Nachlass von Margrit Linck betreute sie bis 2019. Auf diesen «Lagebericht» zur Zeit der Entstehung des Buches folgt eine ausführliche Biografie von Margrit Linck mit fotografischen Porträts und Darstellungen von ihr als Töpferin und Künstlerin bis zur «selbständigen Unternehmerin». Der Leser vernimmt Beschreibungen ihrer Arbeitsweise, der Organisation ihrer Töpferwerkstatt, ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der Zeichnungen, die der Entstehung der Skulpturen vorangingen, der Ausstellungen nach ihrem Tode. Der Text der Schwiegertochter endet mit einem ausführlichen Zitat aus der Rede des Schriftstellers und Psychologen Walter Vogt anlässlich der Vernissage der Ausstellung von Margrit Linck in der Galerie Kornfeld 1979.

*Hans Christoph von Tavel, Yens*

### **Zanoli, Marco; Walter, François: Historischer Atlas der Schweiz.**

Zürich: Hier und Jetzt 2021. 199 S. ISBN 978-3-03919-542-8.

Die räumliche Dimension der Geschichte lässt sich am besten mit Karten darstellen und visualisieren. So umfasst das *Historische Lexikon der Schweiz* zahlreiche thematische Karten. Zuvor war der 1951 erschienene *Historische Atlas der Schweiz* von Karl Schib und Hektor Ammann das kartografische Standardwerk zur Schweizer Geschichte. Dieses wird nun durch eine neue Publikation abgelöst.

Der Historiker und Gymnasiallehrer Marco Zanoli hatte seit 2005 als Wikipedia-Autor zahlreiche Artikel zur Geschichte der Schweiz verfasst und diese mit über hundert Karten illustriert. 2018 entstand die Idee, die Karten mit begleitenden Texten als gedruckten Atlas auf Französisch zu publizieren. Zanoli überarbeitete sie grafisch und inhaltlich für den *Atlas historique de la Suisse*, der sich nicht primär an ein wis-

senschaftliches, sondern vielmehr an ein breites, allgemeines Publikum richtet. Nachdem diese Ausgabe ein grosses Echo und einen guten Absatz gefunden hatte, gingen die Autoren daran, den Atlas auf Deutsch übersetzen zu lassen und mit acht zusätzlichen Karten zu veröffentlichen.

Autor der Texte ist François Walter, der von 1986 bis 2012 Professor für Geschichte an der Universität Genf war und Standardwerke zur Geschichte der Schweiz und der Schweizer Städte schrieb.

Der Band umfasst 120 Karten in 25 thematischen Kapiteln, die chronologisch von der Ur- und Frühgeschichte bis ins 21. Jahrhundert führen. Jedes Kapitel wird durch einen zweiseitigen erläuternden Text eingeleitet. Danach folgen mindestens drei Karten zum Thema. Die erste zeigt jeweils den Alpenraum im Massstab von 1 : 4 000 000 und damit den räumlichen Kontext der Schweiz. Detailkarten illustrieren die historische Entwicklung einzelner Kantone und ausgewählter Gebiete. Sie vermitteln die Veränderung von Grenzen und Zugehörigkeiten im Verlauf der Zeit. Die Karten sind immer im gleichen Massstab erstellt und leicht lesbar, da sie farblich und typografisch gut gestaltet und nicht überladen sind.

Die erste Karte bildet die früheste menschliche Besiedlung der heutigen Schweiz und ihrer Nachbargebiete ab. Danach sind sieben Kapitel der Schweiz im Mittelalter gewidmet, fünf der Frühen Neuzeit, sechs dem 19. Jahrhundert, zwei dem 20. Jahrhundert und das letzte dem Beginn des 21. Jahrhunderts. Zum Schluss weisen die Autoren die wichtigste Literatur zur kartografischen Darstellung der Schweizer Geschichte nach.

Der thematische Schwerpunkt liegt in der territorialen Entwicklung der Eidgenossenschaft und ihrer Orte beziehungsweise Kantone im Kontext der umliegenden Herrschaftsgebiete. Ein halbes Dutzend Karten visualisieren die konfessionelle Gliederung der Schweiz. Vier Karten sind dem Verkehr gewidmet: Sie zeigen die Verkehrswege im Mittelalter, das Eisenbahnnetz 1860 und 1914 sowie die Autobahnen 2020. Das gleiche Gewicht hat die Wirtschaft mit fünf Karten, welche die Entwicklung der Industrie seit 1780 zeigen. Karten zu den landwirtschaftlichen Produktionsgebieten oder zu Dienstleistungen fehlen.

Die starke Konzentration auf die politisch-territoriale Entwicklung blendet gewisse Themen aus, die in anderen Atlanten für die Neuzeit kartografisch dargestellt sind: demografische, ökonomische und geografische im *Schweizer Weltatlas* oder sozioökonomische im *Historischen Strukturatlas der Schweiz* von 2001. Die drei Publikationen ergänzen sich somit inhaltlich.

Zanoli und Walter haben ein neues Nachschlagewerk geschaffen, das die räumliche Entwicklung der Schweiz nachzeichnet. Mit der Fokussierung auf die politisch-

herrschaftlichen Verhältnisse und die Einbettung in die umliegenden Regionen erhält der Atlas einen roten Faden, behandelt aber andere Themen etwas stiefmütterlich. Wer gerne mit Karten arbeitet und sich für die Schweizer Geschichte im Längsschnitt interessiert, wird diesen Atlas mit Freude in die Hand nehmen.

*Christian Lüthi, Bern*